

Das ist, abgesehen von der von S. bevorzugten Kleinschreibung, modernes und verständliches Deutsch. – *Mēnis*, das leitmotivisch erste Wort der Ilias, hat bekanntlich zwei Übersetzungen gefunden: „Zorn“ (SCHADEWALDT, auch LESKY in seiner Geschichte der griechischen Literatur) und „Groll“ (LATA CZ, SCHROTT). Beide Übersetzungen sind vertretbar, bezeichnet doch „Zorn“ den Affekt des Achilleus, mit dem das Geschehen um Troja seinen Lauf nimmt, während „Groll“ den lang andauernden Affekt beschreibt, der Achill vom Kampf der Griechen und Troer fernhält. Die beiden Worte geben sozusagen die Perspektive an, unter der das Geschehen vor Troja gesehen wird. S. hingegen übersetzt *mēnis* zunächst mit „Bitternis“, um dann im nächsten Vers zu „Groll“ überzugehen. Er gibt mit „Bitternis“ eine Art Einstimmung in das Prooemium, ohne das beherrschende Wort, das die überlegene Position Achills bezeichnet, in seiner tatsächlichen Bedeutung zur Geltung zu bringen.

S. hat eine neue Methode des Verstehens propagiert. Dagegen steht aber der bewährte Grundsatz, dass der Übersetzer nicht eigene Anschauungen und Absichten in den Text hineinragen darf. Für Schrotts der Gegenwartssprache verpflichtete Übersetzung führt der Philosophiehistoriker KURT FLASCH (FAZ 15.10.2008) drastische Beispiele an. Die homerischen Helden reden bei S., wie Flasch anmerkt, ein „Gassenhauerdeutsch“. Offenbar soll dieser neue Homer ein Homer für alle werden. Ob man WOLFGANG SCHADEWALDT'S Iliasübersetzung oder die von S. lesen will, ist nicht nur eine Frage des Geschmacks. S. fordert eine neue Art des Lesens. Er bietet zweifellos eine gut lesbare und flüssige Übersetzung, geht aber mit dem originalen Text zu großzügig um. Der Innsbrucker Gräzist PETER MAURITSCH hat die Übersetzung von S. durch Korrekturen von fast hundert Seiten begleitet und vielfach die Übersetzung Schrotts vom griechischen Original her korrigiert. Der ausgewiesene Homerforscher JOACHIM LATA CZ übernahm immerhin das Lektorat der ersten beiden Gesänge (und legte dann diese Arbeit nieder).

Trotz aller Kritik an der vorgelegten Iliasübersetzung wird man feststellen dürfen, dass S.

Homer und der Ilias eine neue Aktualität verschafft hat. Er hofft, der Lektüre der Ilias einen neuen Leserkreis erschlossen zu haben, der mit der Ilias eines der großen Kunstwerke der Weltliteratur für sich entdecken wird.

FRANZ JOSEF WEBER, Paderborn

Arbogast Schmitt: Die Moderne und Platon. Zwei Grundformen europäischer Rationalität. J. B. Metzler, 2. überarb. Aufl. Stuttgart 2008, 596 S., EUR 29,95 (ISBN 978-3-476-02245-5).

Die zuerst 2003 erschienene, umfängliche Studie „Die Moderne und Platon“ von ARBOGAST SCHMITT (S.) liegt jetzt in 2. Auflage vor – nunmehr als Paperback zu dem sehr attraktiven Preis von 29,95 EUR. Ich möchte die Neuauflage zum Anlass nehmen, noch einmal auf dieses wichtige Buch aufmerksam zu machen. Es ist nicht nur auf sehr großes Interesse gestoßen (so sind z. B. Publikationen in Englisch und Chinesisch in Vorbereitung), es zählt unstrittig zu den grundlegenden und bedeutenden Beiträgen, die das Verhältnis der Moderne zur Antike analysieren, insbesondere weil es z. T. zu ganz neuen Bewertungen dieses Verhältnisses gelangt und somit auch neue Antworten auf die viel diskutierte Frage nach der Legitimität der Neuzeit bietet.

Die neue Fassung hat einen Untertitel („Zwei Grundformen europäischer Rationalität“) und ein „Vorwort zur 2. Auflage“ (i-vii) erhalten, der Schluss eine völlige Überarbeitung erfahren. Im Kern jedoch ist das Buch unverändert, so dass es möglich ist, zunächst meine frühere Rezension aus dem FORUM CLASSICUM 1/2004 (43-46) noch einmal abzudrucken. Im Anschluss daran gebe ich einige kurze Hinweise zu den hinzugekommenen bzw. veränderten Teilen des Buches.

Arbogast Schmitt: Die Moderne und Platon. J. B. Metzler, Stuttgart, Weimar 2003, 584 S., EUR 69,95, (ISBN 3-476-01949-7).

Der Marburger Gräzist Arbogast Schmitt (S.) legt mit seiner – nach Abzug des Literaturverzeichnisses (541-561), des Sach- und Personenregisters (562-579) sowie des Stellenregisters (581-584) – 540 Seiten umfassenden Monographie „Die Moderne und Platon“ eine Fülle seiner Forschungs- und Interpretationsergebnisse zur Deutung des Verhältnisses der Moderne zu

PLATON oder – um es gleich etwas genauer zu sagen – : des Verhältnisses der Neuzeit/Moderne (deren spezifische Ausprägungen er bereits im Spätmittelalter sich vollziehen sieht (dazu u.)) zur platonisch-aristotelisch-scholastischen Tradition vor. Der Titel des Buches ist insofern Ergebnis des Befundes, dass sich die Moderne zur Ausbildung ihres eigenen Selbstverständnisses Platon stets erneut als zentralen Bezugspunkt gewählt und sich immer wieder in Auseinandersetzung mit diesem definiert hat – dies in teilweise dezidiert ablehnender oder auch ungerechtfertigt vereinhamender Form.

S. greift auf langjährige und weitgespannte eigene Vorarbeiten wie auch auf Ergebnisse der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Projektes „Neuzeitliches Selbstverständnis und Deutung der Antike“ zurück (6), führt diese umfangreichen Studien zusammen und weiter und lässt ungeachtet der immensen, ja überwältigenden Aspektfülle ein beeindruckend geschlossenes Bild der in den Grundthesen entworfenen und diskutierten Fragestellungen entstehen.

Diese Weite des Horizontes ist ebenso Resultat des Verfolgens langfristiger Traditionslinien wie des grundsätzlich interdisziplinären Ansatzes. Einbezogen werden u. a. philosophische, ästhetische, ethische, politische, ökonomische und naturwissenschaftliche Aspekte (5).

Eine Rezension kann natürlich nicht den Rahmen bieten, ein Buch, das sich in diesem Umfang so zahlreicher Bezüge bedient bzw. diese auch ganz neu herstellt, in seinen subtilen Argumentationssträngen auch nur im Ansatz nachzuzeichnen. Ich konzentriere mich dementsprechend auf wesentliche Thesen und bin zuversichtlich, dass vor diesem Hintergrund einsichtig wird, warum ich die Ansicht vertrete, dass diese Arbeit nicht nur von einigen wenigen klassischen Philologen (S. ist ja von Hause aus Gräzist), sondern von einem breiteren Publikum rezipiert werden sollte. Ich denke z. B. an die an Universitäten, Studienseminaren und Schulen in den Bereichen „Didaktik“, „Methodik“, „Pädagogik“ und „Psychologie“ – in welcher Form auch immer – Tätigen.

Zunächst zeichnet S. instruktiv nach, in welchem Maße sich das Selbstverständnis der

Neuzeit/Moderne aus der Auffassung speist, sich in einem radikal-revolutionären Bruch mit den Epochen „Antike“ und „Mittelalter“ zu befinden und diese – vorgeblich insbesondere erkenntnistheoretisch naiven – Epochen endgültig überwunden zu haben, wodurch der Weg zu einer sachlich begründeten Auseinandersetzung mit dem im Grunde unwiederbringlich Überholten nicht mehr gegeben sei.

Wie wenig plausibel sich ein solch plakatives Konstrukt darstellt, ergibt sich S. zufolge schon aus den uneinheitlichen und demzufolge kaum argumentative Konsistenz aufweisenden Versuchen, „Modernes“ innerhalb der europäischen Geistesgeschichte, ja der Antike selbst zu lokalisieren. „Modern“ soll demnach etwa die Entwicklung von HOMERS *Ilias* zur *Odyssee*, vom Epos zur Lyrik oder von der griechischen Klassik zum Hellenismus gewesen sein. Den Vorwurf könnte man also auch so wenden: Die Moderne hat sich in einem Gefühl der Überlegenheit von der Antike abgegrenzt, ohne sich des mit „modern“ Gemeinten wirklich vergewissert zu haben.

Im Anschluss zeigt S. diejenigen Linien auf, die zur Herausbildung der Moderne als fundamental charakterisiert werden dürfen.

Zum einen sieht er als ursächlich die „Wende zur Erfahrung und die Erhöhung des Einzeldings zum ‚wohlbestimmten‘ Ding...“ an (23). Entscheidend hierfür sei die Umdeutung des ARISTOTELES durch den franziskanischen Gelehrten DUNS SCOTUS im Spätmittelalter, der die mindestens drei notwendigen Arten des Erkennens (Wahrnehmung, Verstand und Intellekt) zugleich nivellierend auf zwei, nämlich die intelligente Anschauung und den (zergliedernden) Verstand reduziert und diese damit in einen scharfen Gegensatz gebracht habe – eine der Moderne geläufige Dichotomie. Folge sei die Verwissenschaftlichung der Anschauung gewesen, insofern diese nunmehr zur Erfassung der vollständigen Bestimmtheit eines Einzelgegenstandes zu befähigen schien (32).

Zum anderen arbeitet S. die Bedeutung der massiven Stoa-Rezeption in und seit der Renaissance heraus, wodurch diese übrigens nicht zu einer Epoche der Wiederentdeckung der Antike, sondern der hellenistischen Antike geworden

sei (66ff.), durch deren ‚Brille‘ man von nun an Platon gesehen habe. Was den in hohem Maße prägenden Einfluss der Stoa auf die Neuzeit betrifft, so greife ich drei Denkfiguren heraus:

1. Die stoische Auffassung einer kontinuierlichen, kausal-mechanistischen Ursachenkette (z. B. 94f.), die jedem Einzelgegenstand in seiner jeweiligen Ausprägung einen notwendigen Platz im Gesamt zuweise.
2. Die stoische Lehre der Synkatathesis, die als ein Akt der (bewussten) Zustimmung zu einer Einwirkung/Affektion den Menschen in eine kategoriale Zweiteilung bringe: auf der einen Seite ein ausschließlich passiv-rezeptiver Bereich der Seele (z. B. Wahrnehmung oder Gefühl), auf der anderen Seite der von Spontaneität gekennzeichnete Bereich des Logos, der demzufolge allein Freiheit verbürge (z. B. 114f., hier auch aufschlussreiche Hinweise zum Einfluss der Synkatathesislehre auf den in der Moderne gebräuchlichen, ja geradezu dogmatischen Rang beanspruchenden Primat des Willens/des Interesses gegenüber der Erkenntnis).
3. Die Oikeiosislehre, die den Menschen auf seine rudimentären Anfänge festlege (454).

Es ist in der Tat ein intellektuelles Vergnügen, S.s Nachweis zu verfolgen, wie sich die genannten Linien und Denkmuster, die ja kein gegebenes Faktum, sondern historisch-kontingent vermittelt sind, bei allen Divergenzen im Detail als Basisannahmen in der Neuzeit/Moderne durchgehalten haben und bis in neueste Ansätze unterschiedlichster wissenschaftlicher Disziplinen durchhalten.

Ehe ich auf wenige ausgewählte Komplexe kurz genauer eingehe, liste ich einige Einzelaspekte auf. Dies kann nur in einer kleinen Auswahl geschehen, die ganze Breite der Einsichten vermittelt nur die eigene Lektüre. Zu nennen sind etwa der Gegensatz von Natur und Kultur (81ff.), die Verengung des Begriffs der Rationalität durch die Entgegensetzung von Sinnlichkeit und Verstand (100ff.), die Festlegung bzw. Reduzierung des Denkens auf die Dimension der Vorstellung (z. B. 134ff.), die Kunsttheorie des Naturalismus (145ff.), der logische Empirismus (154ff.), die Gestaltpsychologie (159ff.), moderne Logiken (241ff.), die Evolutionstheorie (460ff.).

Als Kernstück der Arbeit darf indes gewiss die Herausarbeitung des unterschiedlichen Begriffs des Denkens in der Neuzeit/Moderne und in der platonisch-aristotelisch geprägten Antike betrachtet werden. Dabei kehren sich gewohnte, verfestigte Bilder um. Es tritt der bemerkenswerte Befund zutage, dass die Antike keineswegs unbesehen als unkritisch und erkenntnistheoretisch naiv anzusehen ist, weil sie noch nicht zu der Erkenntnis gelangt sei, dass das Denken bei sich selbst seinen Anfang nehmen müsse. Im Gegenteil: Es sei gerade die Neuzeit/Moderne, die ein eher oberflächliches und unzureichendes Verständnis von dem entwickelt und ausgebildet habe, was das Denken zum Denken mache. Denn seither werde „Denken“ endgültig mit Bewusstsein identifiziert, der Begriff des Denkens also von dem nachgeordneten Akt der (bewussten) Vergegenwärtigung passiv empfangener Daten gewonnen, das Denken mithin in den Bereich der Vorstellung verwiesen und auf diesen festgeschrieben. Viele Aporien der Neuzeit/Moderne haben genau an dieser Stelle – wenn ich S. richtig verstehe – ihren Ursprung: z. B. die Subjekt-Objekt-Spaltung, die scheinbar unüberbrückbare Kluft zwischen vorgeblich distanzierter Rationalität und dem Reichtum unmittelbarer Erfahrung, unmittelbaren Erlebens und dgl. In diesem Kontext ist insbesondere auf die aufschlussreichen DESCARTES- und KANTIN-interpretationen zu verweisen.

Im Gegensatz dazu sei für Platon und auch ARISTOTELES Denken ein primärer Erfassungsakt, ein Akt des Unterscheidens und zwar des Unterscheidens von „Etwas“, „etwas Bestimmten“. Und genau in diesem Erfassen von Bestimmtem, von dem, was eine Sache im Unterschied zu anderem zu dieser einen Sache mache (das dann natürlich kein Einzelgegenstand sein, sondern nur als Resultat einer begrifflichen Klärung verstanden werden könne), liege die Bedeutung des Seins (verstanden als „etwas Bestimmtes sein“) als innerer Maßstab des Denkens (vgl. hierzu 52ff. sowie die Ausführungen zur Hypothese der Idee und zum Widerspruchsaxiom, 215ff.). Es sei folglich eine gravierende Fehldeutung, diese Ausrichtung am Sein als einen naiven Abbildrealismus zu kritisieren. Zudem biete die

platonisch-aristotelische Auffassung einen alternativen Blick auf die Einheit der seelischen Aktivitäten, insofern hier alle seelischen Vermögen wegen ihrer Unterscheidungstätigkeit Anteil am Denken hätten. In diesem Sinne denke – wenn auch nicht im wirklich eigentlichen Sinne – schon die Wahrnehmung, insofern sie etwa Farben und Töne unterscheidet, wenn auch gebunden an ihre Leistungsfähigkeit und deshalb in weniger freier Form als die Vernunft. Auch Gefühle sind dann nicht mehr nur in einem irrationalen Bereich des Menschen anzusiedeln, sondern spielen komplex mit Denkakten zusammen (283ff.). Es gelingt S. m. E. überzeugend einsichtig zu machen, dass Platon zu einer bemerkenswert differenzierten Analyse der Einheit der Person gelangt ist, die sich der gegenwärtig gängigen Dreivermögen-Psychologie mit den drei als eigenursprünglich und getrennt angesehenen Elementen „Verstand“, „Gefühl“ und „Wille“ als überlegen erweist.

Den Zugang zu der für manchen Leser gewiss etwas sperrigen Materie erleichtert S. durch zahlreiche, oft auch vergnügliche Beispiele, die keineswegs nur illustrierenden Charakter haben, vielmehr der Argumentation zusätzlich Überzeugungskraft verleihen.

Zum Schluss möchte ich wenigstens noch auf die Kapitel zur modernen Staats-, Wirtschafts- und Evolutionstheorie hinweisen (381-523). Treffen S.s Analysen zu, so überrascht es – wie oben schon angesprochen – nicht wenig, in welcher immensen gedanklichen Abhängigkeit sich die Moderne von der antiken Stoa und deren doch z. T. erheblich spekulativen Grundannahmen befindet. Die Systemstelle „göttlicher Logos“ ist dabei lediglich ersetzt durch im Grunde metaphysische Subjekte wie „der Markt“ oder „die Selektion“. Auch hier erweisen sich nicht Platon und Aristoteles als unaufgeklärt, vielmehr die Neuzeit und Moderne, deren grundsätzliche Positionen S. vielfach als „Metaphysik des Empirismus“ kritisiert. S. hat sich – im Bild gesprochen – beileibe nicht bemüht, den Anhängern und Vertretern moderner Positionen Honig auf den Rand seiner scharfen, manchmal geradezu beißenden Kritik¹ zu schmieren. Sein sozusagen enthellenisierter Platon eröffnet indes zweifelsohne einen freieren Blick auf zahlreiche Aporien, in denen sich die

Moderne befindet, und zeigt mögliche Lösungsansätze auf. Diesen Blick zu gewinnen, dazu wünscht man diesem wirklich großartigen und bedeutenden Buch zahlreiche Leser, die bereit sind, Vertrautes in Frage zu stellen und noch einmal kritisch neu zu denken.

Die Neuauflage lenkt nun schon mit dem Untertitel die Aufmerksamkeit auf das zentrale Anliegen des Buches, nämlich die Herausarbeitung der kategorialen und konsequenzenreichen Unterschiede zwischen einer Unterscheidungs- und einer Vorstellungsphilosophie, die auf dem oben dargestellten unterschiedlichen Begriff von „Denken“ basieren. Damit wird der Leserschaft zugleich der methodische Hinweis an die Hand gegeben, bei der Lektüre der so zahlreichen Aspekte des Buches und der darin diskutierten Fragestellungen und Probleme diesen Unterschied immer mitzudenken bzw. diese unter Beachtung dieses Unterschiedes zu erschließen.

Das Vorwort zur 2. Auflage zeichnet in konzentrierter Form markante Züge des Antikebildes der Moderne, nicht ohne deutlich zu akzentuieren, dass dieses Bild eine Konstruktion ist, die aus einem in der Sache wenig gerechtfertigten Überlegenheitsgefühl der Moderne resultiert, wobei sich dieses „Gegensatzbewusstsein“ (iii) allerdings auf die platonisch-aristotelisch geprägte Antike bezieht, nicht auf die als kongenial empfundenen hellenistischen Schulen, und benennt Verluste dieses Rezeptionswandels.

Im ganz neu geschriebenen Schluss meißelt S. noch einmal die zentralen Unterschiede zwischen einem platonisch-aristotelischen und einem hellenistischen bzw. modernen Rationalitätsverständnis sehr präzise heraus, indem er insbesondere – in sozusagen sehr didaktischer Form – an Hand von elf einzelnen Punkten die gegensätzlichen Positionen auch in ihren Konsequenzen sehr komprimiert einander gegenüberstellt (z. B. „1 Das Denken orientiert sich an a. Gegenstandseinheiten, b. an Sacheinheiten“ (536-537) oder „4 Wahrheit ist a. Übereinstimmung von Vorstellung und Gegenstand, b. Identität von Erkenntnis und Sache“ (539-542) oder „6 a. Denken ist abstrakt, b. Denken ist konkret“ (545-546)).

Anmerkung:

- 1) Zwei Beispiele: „In der Philosophie stehen plötzlich die im Mittelalter zwar bekannten, aber wenig geschätzten hellenistischen Schulen der Stoa, der Skepsis und des Epikureismus im Zentrum des Interesses. Die erste lateinische Übersetzung des SEXTUS EMPIRICUS macht diesen Philosophiegeschichtsschreiber aus der zweiten Reihe zum ‚Vater der modernen Philosophie‘“ (67). - „Statt aber über den Tod des Subjekts zu klagen ..., sollte man prüfen, ob wir die affirmative Haltung zur kritischen Moderne nicht zu weit treiben, wenn wir selbst ihr völliges Scheitern noch für ein Zeichen ihrer geschichtlichen Überlegenheit halten, hinter die es kein Zurück geben könne.“ (121).

BURKARD CHWALEK, Bingen

Stoa und Stoiker. Griechisch-Lateinisch-Deutsch. Hg. und übersetzt von Rainer Nickel. Artemis & Winkler 2008 (Sammlung Tusculum), 2 Bde. 2080 S., EUR 198,00 (ISBN-13: 978-3-538-03504-1).

Im November 2008 hat RAINER NICKEL einen Tusculum-Doppelband vorgelegt, der dem wissenschaftlich Arbeitenden, aber auch jedem Interessierten die Möglichkeit gibt, die Stoiker-Fragmente nun im griechischen bzw. lateinischen Original und in einer neuen Übersetzung zu studieren. (Ihr Vorgänger, die Ausgabe von M. POHLENZ, enthielt ja nur deutschen Text.) Ein verdienstvolles Unternehmen, für das R. Nickel Dank und Anerkennung gebührt.

Fragen zu Prinzipien der Quelleninterpretation veranlassten mich, in einige Darstellungen der antiken Philosophiegeschichte hineinzuschauen. In einer von ihnen stieß ich auf eine Untersuchung zu der Frage, wie denn wohl in der stoischen Lehre die einzelnen Teile Logik, Physik und Ethik einander zuzuordnen seien (Gesch. d. Phil. III, die Phil. d. Antike, München 1995). Dort schreibt M. HOSSENFELDER über das stoische Verhältnis „naturphilosophisches Weltbild – Ethik“: „Es entsteht der Anschein, als ob aus einem unabhängig nach rein theoretischen Prinzipien geformten Weltbild die entsprechenden praktischen Grundsätze abgeleitet werden, während es sich tatsächlich umgekehrt verhält, dass zu unabhängig gewonnenen und von vornherein festliegenden praktischen Überzeugungen das passende Weltbild ausgesucht wird.“ (S. 21)

Es ist schon eine alte Weisheit, dass ethische Motive am Anfang des Philosophierens stehen (können) (s. E. ROTHACKER, Logik u. Systematik der Geisteswissenschaften, 1925, 1948ff.). Aber wurde in der Stoa zu bereits gewonnenen ethischen Überzeugungen tatsächlich das passende naturphilosophische Weltbild nachträglich ausgesucht? Diese Frage kann nicht bejaht werden. Beide, sowohl die initiativ werdende Ethik als auch die Naturphilosophie, befanden sich bei ihren Denkern zu gleicher Zeit in einem das gewünschte Rezeptionsgut verarbeitenden und dabei sich wechselseitig befruchtenden Wachstumsprozess. Denn der ethische Begriff „*Oikeiosis*“ in der Stoa drückt wie sein Kontrastbegriff „*Lathe biosas*“ bei EPIKUR eindeutig schon eine fundamentale naturphilosophische Einstellung zur Welt aus: die stoische Bejahung bzw. die epikureische Verneinung eines Interesses an der Welt, d. h.: die stoische Sicht der Welt als teleologisches Weltgeschehen bzw. die epikureische Sicht der Welt als kausal-mechanistischen Weltablauf. Woher aber konnte diese schon elementare Weltsicht nun innerhalb der Ethik so große Bedeutung gewinnen, wenn nicht aus der mit der Ethik gleichzeitig sich entwickelnden Naturphilosophie?

Ethik und Naturphilosophie befanden sich bei ihren Denkern so lange in einem sich wechselseitig befruchtenden Wachstumsprozess, bis sie ihr erstes Reifestadium erreicht hatten und schließlich in der Auseinandersetzung mit den jeweils anderen Schulen, unter ihnen auch die Akademie und der Peripatos, gestählt waren. Keinesfalls kann es daher zutreffend sein, die Stoa habe ein nachträglich „ausgesuchtes passendes Weltbild“ gehabt.

Unsere Auffassung des gleichzeitigen Wachstums beider Sichtweisen sieht sich im Gegensatz zu der Annahme Hossenfelders nicht veranlasst, der hellenistischen Philosophie eine Täuschung bei der Ableitung der entsprechenden praktischen Grundsätze zu unterstellen. Noch sieht sie sich zu der Unterstellung genötigt, dass nach dem Prinzip des kompatiblen Steckmoduls das mit der Ethik zu verbindende „passende Weltbild“ aus dem Angebot einfach ausgewählt wurde. Ethik und Naturphilosophie sind gleichzeitig entstandene